

MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



DEZEMBER 2010

NR. 61



ADVENT, ADVENT EIN LICHTLEIN BRENNT



AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE: DIE WAHRHEIT ÜBER „ESEL UNNA“ •
ÜBER HAUS HEYDE IST RUH • SCHOKOLADE - EIN HAUCH VON EXOTIK

Inhalt

- 3 Esel Balduin:
Die Wahrheit über „Esel Unna“
- 5 Von Brockhausen zu Unna-Königsborn
- 7 **Schokolade- ein Hauch von Exotik**
- 8 **Über Haus Heyde ist Ruh**
- 10 Ein Blatt für die Chronik
- 11 **Advent, Advent ein Lichtlein brennt**
- 13 Ritas Gedankensplitter: Farbe bekennen
- 14 HB trifft „Füllhorn“
- 15 Und erstens kommt es anders...
Reise mit kleinen Hindernissen
- 17 Pfauters Jahres-Rundumschlag 2010
- 18 Das Universum dehnt sich aus
- 20 Geben und Nehmen: Der Tauschring
- 21 Carmen wie im Traum
- 23 Von Rotznasen, Fazzoletti und
Taschentüchern
- 25 Adventsbesuch
- 27 Lebenslang glücklich vereint
Der Mistelzweig
- 28 Unerwarteter Besuch im Fässchen
UN- glaubliche Geschichten

Impressum

Herausgeber: Kreisstadt Unna,
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903

Internet: www.unna.de/herbstblatt/
e-mail: herbstblattredaktion@gmx.de
V.i.S.d.P: Dorothee Glaremin
Internet : Dorothea Reimann

Redaktion:
Benigna Blaß, Brigitte Paschedag, Christian Modrok,
Gisela Lehmann, Heinz Naß, Ingrid Faust, Klaus Busse,
Klaus Pfauter, Rita Maas, Rudolf Geitz, Ulrike Wehner

Seniorenbeauftragte: Dorothee Glaremin
Zeichnungen: Klaus Pfauter
Gestaltung: Rudolf Geitz

Druck: Druckerei Kreisstadt Unna
Auflage: 3000

Liebe Freunde des HB,

Liebe Nichtleser!

Das allseits beliebte Herbst-Blatt geht mit seiner 61. Ausgabe in das 16. Jahr seiner Existenz. Ein Problem, welches uns schon lange beschäftigt, ist, warum die Auflagenhöhe bei 3000 stagniert, wo doch allseits vom Wirtschaftswachstum die Rede ist.

Wie uns ein paar Seiten weiter der Artikel von Frau Paschedag lehrt, sogar das Universum wächst ständig. Warum expandieren **wir** nicht? Was machen wir falsch?

Jetzt erfuhren wir die Lösung des Rätsels: „Jeder zehnte Deutsche ist Analphabet!“

Ein Skandal im Land der Dichter und Denker! Aber es ist leider so, die Tendenz ist steigend.

Wir möchten heute das Gewissen der Nichtleser wachrütteln. Lesen Sie, und es werden sich ungeahnte Perspektiven vor Ihnen öffnen.

Nehmen Sie für den Anfang das Herbst-Blatt, es ist kostenfrei. Später können Sie auch Speisekarten lesen, Fragebögen der Behörden und Formulare des Finanzamtes annähernd wahrheitsgemäß ausfüllen.

Lesen und Schreiben ist auch im Urlaub wichtig. Sie können sich dort eigenhändig an denkmalgeschützten Objekten verewigen. Besonders zu empfehlen ist der originelle Schriftzug: „*Ich war hier!*“ K. Pfauter“

PS: Ernsthafte Bedenken harren meiner: Die Analphabeten werden meinen Apell niemals erfahren.



Das nächste MAGAZIN FÜR UNNA HERBST-BLATT

mit der Nr. 62 erscheint
im März 2011!

Also sprach der Esel



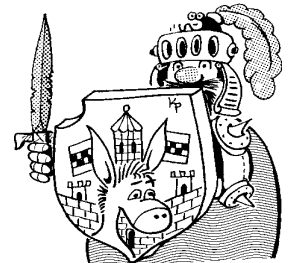
„So könnte die Geschichte meiner Vorfahren ausgesehen haben“.
Um die Geschichte meiner Vorfahren ranken sich viele Sagen. Genaues weiß keiner, denn sie waren des Schreibens nicht mächtig. Herr Klaus Thorwarth hat die wahrscheinlichste Version in Verse geschmiedet und uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Meine Freunde haben entschieden, es ins Herbstblatt zu stellen. Vielleicht wird es unsere Leser überzeugen oder zumindest erfreuen.

Herzlichst Ihr Balduin

Die Wahrheit über „Esel Unna“ - von Klaus Thorwarth -

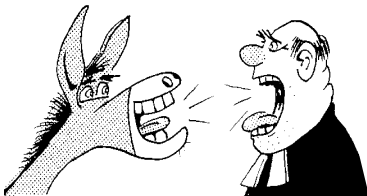
Ein jeder Ort in unserer Näh' hat ein Symbol, so weit ich seh:
Soest hat die Kuh, Werl hat das Schwein, in Kamen soll's der Bleier sein.
In Unna, gleichsam wie in Wesel, pflegt man als Stadtsymbol den Esel.

Wie „Esel-Unna“ einst entstand? Viel Märchen gibt es da im Land,
Ob Esels-Sage, Salzgeschichte' - die Wahrheit ist es leider nicht.
Was stimmt denn nun? Möchtet ihr wohl fragen. Hört nur gut zu,
ich will's euch sagen:



Der Ursprung ist schon lange her, 200 Jahre und noch mehr...
Damals im Westfalenland waren „Übernamen“ weit bekannt.
Auf Schützenfesten einst wie heute, hänseln sich die jungen Leute,
und da entsteht dann wie bekannt, ein Spitzname für Mensch, Stadt und Land.

„Hier der Beweis“, sprach Willi Timm „ein altes Buch zur Hand dir nimm:
Von Unna ist der Esel drin, von Königsborn die „Dampfmaschine“,
Es soll noch heute käuflich sein: „Durch Westfalen bis über den Rhein“.
Verfasser: Schwager, Moritz Johann, ein Pfarrer, dem man glauben kann.

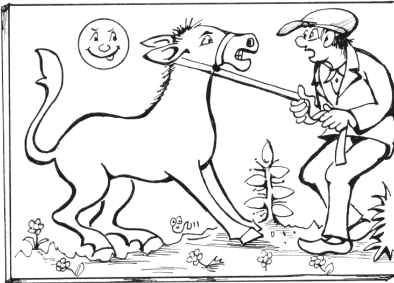


Hört, was im Buche er berichtet, in Reimen hier für euch gedichtet:
1802. Der Pfarrer fuhr durchs Tor hinein,
da hört er grell die Esel schrei'n
und bekannte, dass er nie, für diese hatte Sympathie.
Obwohl der Esel Nützlichkeit war unbestritten zu der Zeit.

Und weiter lesen wörtlich wir: „Sie hatten viele Esel hier,
weshalb die Stadt im weiten Land „**Eselsakademie**“ wird genannt“.
Das Dokument sagt klipp und klar, dass „Esel“ hier ein Neckwort war.

Auch wurde nach ihm einst benannt ein Mühlenpfad, ein Weideland.
Eselskamp und Eselspfad ein alter Plan verzeichnet hat (1828).
Ein Neckname - das ist nun klar... Jetzt folgt, wie's mit dem Abbild war:

1934, die Nazis hatten schon das Sagen, man konnte nicht mehr vieles wagen,
die Katholiken drängt es sehr: ´ne größ´re Kirche musste her,
was - so im Zentrum dieser Stadt - den Nazis nicht gefallen hat.



Der Streit, der wogte hin und her, am Ende aber siegte wer?
Es siegt der spätere Dechant, als „Papst von Unna“
auch bekannt. Die Kirche kam ! Und hoch rechts oben,
Pfarrer Stratmann ist zu loben,

sieht man auf einem Sandsteinbild,
den Bauern zieh´n den Esel wild.

Wer ist nun wer? In vielen Jahren bis heute hat
man´s nicht erfahren. Man kennt nicht Künstler, ahnt den Sinn...,
doch eines weiß man immerhin:

Dass dieses Eselsbild der Start für spät´re Eselsbilder war.

Ganz ohne Scheu bekennen wir, der Esel ist das höchste Tier,
und statt ihm Dummheit nachzutragen, sollt´ man nur Lob und Dank ihm sagen!

Symbol aus längst vergang´ner Zeit, geschätzt für seine Esel-Eigenheit:
Treu, genügsam, laut und leise, höchst geduldig.
Nicht störrisch, sondern weise.





Von Brockhausen zu Unna-Köingsborn

- von Rudolf Geitz -

Als letzter Beitrag in unserer Reihe „Unnaer Stadtteile nach der kommunalen Neuordnung in NRW vor 40 Jahren“ steht der Ortsteil Köingsborn in unserem Programm. Dieser Teil der Kreisstadt Unna war von dieser Neuordnung nicht betroffen.

Schon unter seinem alten, längst in Vergessenheit geratenen Namen „Brockhausen“ war er als zu Unna gehörend registriert. Der zum Essener Damenstift abgabepflichtige „Oberhof Brockhausen“, zusammen mit einigen kleineren Höfen, einer Mühle und dem „Haus Brockhausen“ bildete die nördlich vor der Stadt gelegene Bauerschaft gleichen Namens. Die in deren Feldfluren auftretenden Solequellen nutzte man schon früh zur Salzherstellung. 1398 erteilte Graf Engelbert III. von der Mark den hier tätigen Salzsiedern, als „*Selteren tho Broickhuizen*“, Unnaer Bürgerrechte.



Wappen der Brockhäuser Sälzer Familie von Büren



Familie von Rödinghausen

Erst nachdem 1734 der preußische Staat eine eigene Saline gründete und den ersten ihrer niedergebrachten Brunnen „Köingsborn“ benannte - nach Preußens König Friedrich Wilhelm I. - kam der Name des heutigen Ortsteils ins Spiel. Über die späteren Firmenbezeichnungen „*Salzwerk*

am Köingsborn“ und „*Saline Köingsborn*“ übertrug sich der Name nach und nach auch auf den um die Salinen herum wachsenden Ortsteil. Der markante, einer Mühle ähnelnde Bau der Windpumpe über dem „Friedrichsborn“ stammt aus dem Jahre 1750. Die oft genannte, aber leider nicht mehr vorhandene „Feuermaschine“ stand nicht in Köingsborn. Sie stand in der zur Gemeinde Afferde gehörenden Flur „Vaersthausen“. Für die weitere Verbreitung des Namens standen sowohl das „Bad Köingsborn“ als auch der noch bestehende Kurpark. Im Jahre 1874 kam zum Salz mit

der „Zeche Köingsborn Schacht I“ die Kohle und mit ihr die Eisenbahn und weitere Wohnsiedlungen. Die dazu gehörende Infrastruktur mit Schulen, Kirchen, Gasthäusern, Vereinen usw., ließ nicht lange auf sich warten. Verwaltet wurde die sich bildende Gemeinde aber in Unna. Die Salzquellen versiegten langsam und der Bergbau verlagerte sich nach Heeren und Bönen.



Das „Tempelchen“ im Kurpark - dahinter das Haus des Siedeinspektors

Das 1938 für die

deutsche Wehrmacht an der Grenze zur Gemeinde Kamen-Heeren erstellte

„Heereszeugamt“ sollte schon wenige Jahre später für Königsborn zum Alptraum werden. Alliierte Kampfflugzeuge warfen über 1500 Spreng und ca. 20000 Brandbomben auf das Gelände und dessen Umkreis. Heute findet man auf diesem Areal die „Glückauf-Kaserne“.

Die verkehrstechnisch gute Lage des Ortsteils zu den Autobahnen nutzten Logistik-Unternehmen und bauten riesige Hochregallager in die Feldfluren der Alten Heide. Mit wenigen Ausnahmen ist von Salinen und Schächten nichts mehr vorhanden, nur noch zahlreiche Straßennamen erinnern heute an Salz und Kohle.

In den letzten Jahrzehnten haben die Stadt-

und der Kreis Unna in diesem Teil der Stadt große Projekte verwirklicht. Neben Kreishaus, Schulzentrum Nord mit den Hellweg- und Kreissporthallen entstanden u.a. auch die Wohngebiete „Berliner Allee“ und Rosenweg. Amtsgericht, Hallenbad, Eissporthalle, Zirkus Travados und die Erich Göpfert Stadthalle findet man in Königsborn. An der Kamener Straße auf dem

ehemaligen Sportplatzgelände entstand in den letzten Jahren ein großes Einkaufszentrum.

Die Stadtverwaltung ist gleich neben dem neu angelegten Marktplatz mit einer Bürgerservice-Außenstelle in der Rollmannstraße 4 für die ca. 15000 Einwohner präsent.

Das Amt des Ortsvorstehers dieses - neben der Oberstadt zweitgrößten Stadtteils - liegt seit 1975 in den Händen von Franz-Georg Matich. *



Seilscheibe über dem alten Schacht I am Zechenplatz



Marktplatz Königsborn mit dem „Taubenkasper“

Daten und Wappen:
W. Timm, „Salz aus Unna“
3 Fotos: R. Geitz

Schokolade - ein Hauch von Exotik

- von Rita Maas -

Zunächst sei die Frage erlaubt: „Was wären all‘ die großen und kleinen Naschkatzen ohne Schokolade? Ohne Schokolade?

Unvorstellbar!“

Schokolade - das Wort allein zergeht schon auf der Zunge. Das klingt so nach süßem Nichtstun, nach vollem Genuss für Gaumen und Seele. Schokolade, Medizin, die schmeckt. Träumen und Genießen - das ist der Trend. In den letzten Jahren wird beobachtet, dass neue Geschmackskombinationen bei Schokolade immer größeren Anklang finden.

So gibt es Ingwer, Limette und grünen Pfeffer in der Schokolade. Soll gut für die geistige Power sein. Oder Schokolade mit Chili, Rosenblättern, grünem Tee, grobem Meersalz aus der Bretagne und Rosenöl ist heute nicht ungewöhnlich. Wirsing mit Trüffeln ist heute so normal wie Edelschokolade mit Himalaya-Salz, Holunder oder Lavendel.

Dann schon lieber eine Champagner-Trüffel-Schokolade oder Gourmet-Kugeln mit Glühwein auf Eierpunsch.

Wie viel Exotik verträgt die Schokolade?

Ist das eine Frage des guten Geschmacks?

Am Anfang war die Bohne. Kakao aus guten Bohnen und Gewürzen bilden die Basis für angesagte Tafeltrends.

Die älteste Schokoladenfabrik Deutschlands war die aus einer Konditorei entstandene „Halloren-Schokoladenfabrik“ in Halle (Saale), gegründet 1804. Eine weitere Fabrik entstand 1823 in Dresden.

Im Advent haben besinnliche Aktivitäten Hochsaison. Dann freuen sich Groß und Klein auf die Weihnachtsbäckerei. Wenn zum Beispiel nach einem Spaziergang durch knirschenden Schnee zu Hause der

Tisch schon mit allerlei Köstlichkeiten festlich gedeckt ist, schlagen nicht nur Kinderherzen höher. Dem Duft von feinen Weihnachtspasteten, Marzipan-Stollen, Schokoladen-Rentieren und anderen süßen Kreationen auf den Tellern kann man nicht widerstehen. Was wären die Weihnachtsfeiertage ohne den Duft von Glühwein oder Punsch und den gemeinsamen Kuschelabenden mit der Familie vor dem Kamin? Übrigens: Frauen müssen wohl die größten

Schokoladen-Konsumenten sein, weil sie ja öfter Schokolade geschenkt bekommen als Männer. Aber auch Männer bekommen bei Schokolade glänzende Augen. Sie haben sogar eine eigene Sorte - die Herren-Schokolade. Trotzdem ist

sie doch weiblich, denn es heißt ja **die** Herren-Schokolade. Alles klar?

Nach einer Studie aus 2004 soll das Theobromin in der Schokolade möglicherweise Hustenanfälle lösen. Ein Scherz? Eine weitere Studie aus den USA besagt, dass Schokolade sogar die Falten glättet. Demnach kann „Frau“ wählen: Entweder vollschlank und glatte Haut oder superschlank und Falten. Tja, liebe Leserinnen, jetzt haben Sie die Qual der Wahl. Wie Sie sich auch entscheiden: Das Naschen von zwei Rippen dunkler Schokolade täglich kann die Funktion der Blutgefäße verbessern und so das Risiko eines Herzinfarktes senken.

Na dann, versüßen Sie sich doch ein wenig die kalte Jahreszeit.



Über Haus Heyde ist Ruh...

- von Klaus Pfauter -

Wenn Sie nach Unna kommen und gerne ein schönes Stück Natur schauen möchten, so empfehlen wir das „Naturschutzgebiet Uelzener Heide - Mühlhauser Mark“.

Ein bequemer Wanderweg des SGV führt Sie dort hin. Ein Baumbestand, der weit und breit seinesgleichen sucht, wird Sie begeistern. Die Informationstafel am Wegesrand erklärt Interessantes: Hier war einmal das Wasserschloss „Haus Heyde“. Es war über viele Jahrhunderte hindurch ein bedeutender Adelsitz, den sogar einige Male ein Hauch deutscher Geschichte umwehte.

Leider wurde hier vor etwa 40 Jahren durch die Stadt Kamen alles abgebrochen und mit dem Bauschutt die Gräfte teilweise verfüllt. Eine Untat, die schon wenige Jahre später undenkbar gewesen wäre.

Der Name „Heyde“ wird erstmals 1343 erwähnt, ein „Ritter Heinrich von der Heyde“ 1357. Die Besitzer des Gutes wechselten sehr häufig, bis es schließlich 1927 der Familie Bodelschwingh von der Stadt Kamen abgekauft wurde.

Diese v. Bodelschwinghs mischten gelegentlich ganz oben in der preußischen Politik mit. Doch dass Ruhm und Ehre nur Schall und Rauch sind, wusste man schon immer. Wie wir dem umfangreichen Buch „*Haus Heyde*“ von Dr. Josef Cornelissen entnehmen (Stadt Unna 1998), war Carl v. Bodelschwingh (1800 - 1873) Preußischer Finanzminister, mit dem Fürst Bismarck häufigen Umgang pflegte.

1967 kam zum Jubiläum „100 Jahre Bethel“ eine Briefmarke zu Ehren des Friedrich v. Bodelschwingh, genannt „Pastor Fritz“, heraus.

Viele unserer Mitbürger, besonders die

Jüngeren, halten Otto v. Bismarck (1815-1873) für den Erfinder der gleichnamigen Heringe. Wir jedoch wissen, dass er ein wichtiger Staatsmann war, der nach dem deutsch-französischen Krieg (1870/71) das Deutsche Reich gründete und sein erster Reichskanzler wurde. Mit dem Abgeordneten Georg v. Vincke aus dem Kreis Hagen, lieferte sich Bismarck wiederholt heftige Wortgefechte. Eines davon endete mit einer derben Beleidigung.

Dem Hagener Heimatkalender von 1960 entnehmen wir darüber wenig bekannte Hinweise: Georg von Vincke (1811-1875) war ein in Preußen und später in ganz Deutschland bekannter Politiker. Als echter Westfale beharrte er gerne geradezu starrsinnig auf seinem als gerecht erkannten Standpunkt. So auch eines Tages im März 1852 in der Preußischen Kammer. Nicht ohne Grund wurde Vincke in einer Karikatur als Stier dargestellt, dessen Hörner aus Pistolen bestanden. Bismarck und Vincke gerieten heftig aneinander. Der Streit eskalierte mit einer herablassenden Bemerkung, worauf Vincke Bismarck zum Pistolenduell „auf vier Schüsse“ aufforderte. Die Duellanten nahmen die Sache sehr ernst. Vincke schlug vor, den Kampf um 48 Stunden aufzuschieben, wohl um seine Angelegenheiten im Falle eines tödlichen Ausgangs zu ordnen. Bismarck schilderte das Drama in einem Brief vom 14. April 1852 seiner Schwiegermutter: (Auszug)

„In der Vinckeschen Sache kann ich Gottes Gnade nicht genug preisen, daß von keiner Seite Unheil geschehen ist. Es ist mir innerlich recht heilsam gewesen, mich dem Tode nahe gefühlt und mich darauf vorbereitet zu haben; Ein Vorschlag von Oskar Armin, sich auf Säbel zu schlagen, wurde abgelehnt. Vincke wünschte die Sache um



48 Stunden aufzuschieben, was ich bewilligte. Den 25. März früh um acht, fuhren wir nach Tegel; auf einen hübschen Platz im Walde am Seeufer, es war sehr schönes Wetter und die Vögel sangen munter im Sonnenschein. Bodelschwingh erklärte vor Beginn der Sache, die Forderung erscheine ihm den Umständen nach zu hart und schlug vor, sie auf einen Schuß von jeder Seite zu ermäßigen.

Vincke war bereit die ganze Sache zurückzunehmen, wenn ich erklärte, daß mir meine Äußerung leid täte; Da ich dies der Wahrheit gemäß nicht konnte, so nahmen wir unsere Posten ein, und schossen auf Commando Bodelschwinghs und beide fehlten.

Bodelschwingh vergoß Thränen; die Forderung der Ermäßigung war mir verdrießlich und ich hätte das Gefecht gern fortgesetzt. Da ich aber nicht der Beleidigte war, konnte ich nichts sagen, es war aus und alles schüttelte sich die Hände...

Viel trug wohl dazu bei, dass ein paar sehr gute Pistolen, die ursprünglich genommen werden sollten, dergestalt verladen wurden, dass sie für den Augenblick ganz un-

brauchbar waren, und wir die zum Secundieren bestimmten nehmen mussten, mit denen das Treffen allerdings schwer war...

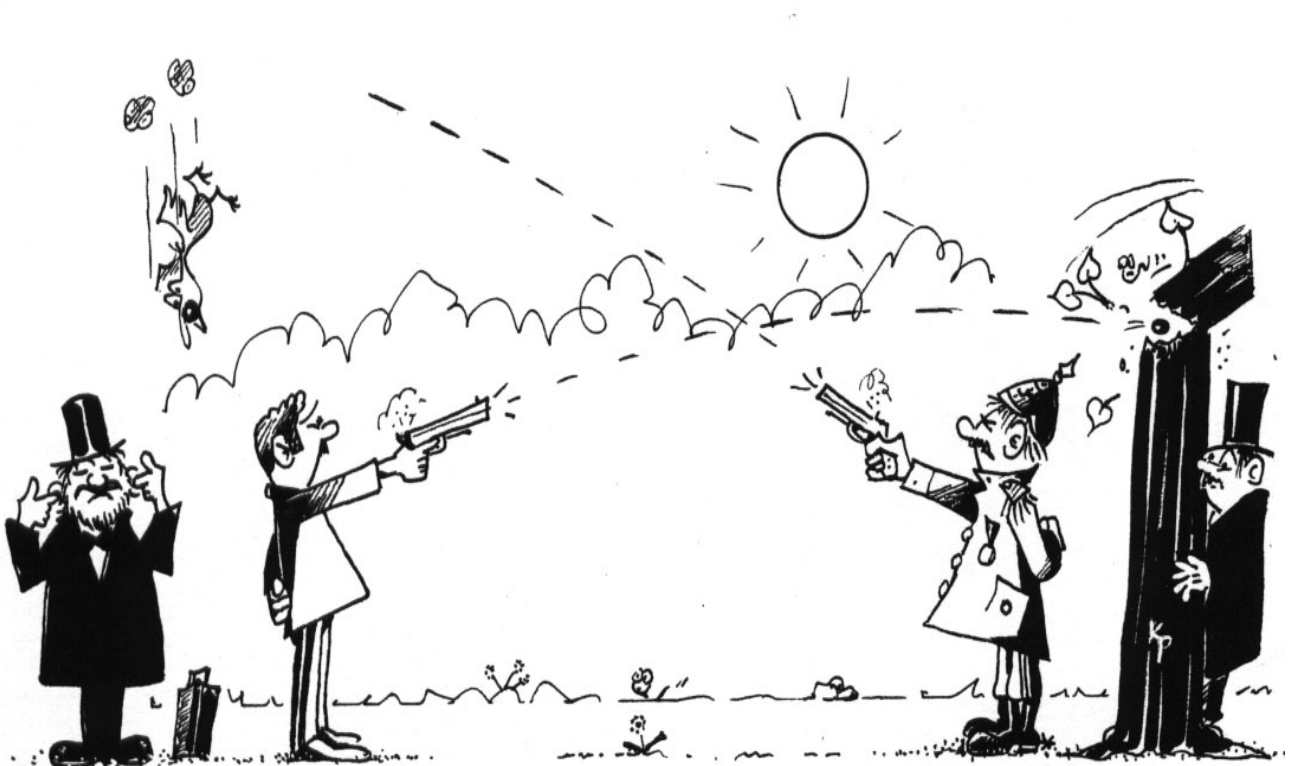
Dass ich mich stellen müsse war nie zweifelhaft, wohl aber, ob ich auf V. schießen sollte. Ich that es ohne Zorn und fehlte..."

Es steht also nach diesem ergreifenden Bericht einwandfrei fest, dass sowohl Vincke als auch Bismarck mit der Möglichkeit, um nicht zu sagen mit der Wahrscheinlichkeit rechneten, aus diesem Duell nicht lebend wiederzukehren. Es spricht für den Charakter Vinckes, dass er nach 1866 die Größe seines ehemaligen Gegners anerkannte und sein treuer Anhänger wurde.

Ohne es selber zu ahnen, hatte Georg von Vincke damals das Schicksal Deutschlands in seiner Hand gehalten, als er die Pistole gegen Bismarck hob. Wäre er gefallen, so wäre im Spiegelsaal von Versailles kein Deutsches Reich aus der Taufe gehoben worden. Hätte Bodelschwingh als Sekundant nicht mäßigend eingegriffen, welchen Lauf hätte dann das deutsche Schicksal genommen?

Wir wissen es nicht...

✱



Ein Blatt für die Chronik

- von Klaus Pfauter -

Das Septemberheft HB 60 hatte mit seiner schönen bunten Titelseite einen durchschlagenden Erfolg. Warum?, fragten wir uns. Lag es nur daran, dass wir ausnahmsweise in Farbe daher kamen? Wir werden doch täglich mit soviel Farbe zugeschüttet, und dass nicht nur von der Regenbogenpresse, das wir beinahe den grauen Alltag vergessen. Oder vergessen sollen...

Wir haben uns für den lustigen Clown von Elisabeth Geitz entschieden, weil wir gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen wollten: Natürlich wollten wir auffallen im bunten Blätterwald. Auch dachten wir an den kommenden Herbst, den goldenen Oktober und nicht zuletzt

an die im November beginnende Karneval-Saison. Schließlich, das war uns dann besonders wichtig, wollten wir der Arbeit der einst so fleißigen Hobby-Künstlerin gedenken. Sollte einmal die Chronik des Fässchens geschrieben werden, käme man an ihr nicht vorbei. Sie war im Fässchen

ehrenamtlich tätig, wie viele Andere auch. Alles in ihrer über 30 jährigen Tätigkeit hier hatte etwas mit Kunst zu tun. Sie hatte gerne Schönes um sich, und weil sie die



Nicht nur Malen, auch Schneemänner bauen war ihr Hobby

Begabung, Geschmack sowie das Geschick dazu hatte, schuf sie selber schöne Dinge. Es reichte ihr aber nicht aus, nur allein im stillen Kämmerlein zu arbeiten, deshalb sammelte sie um sich viele Gleichgesinnte. Mit denen tauschte sie Erfahrungen und Ideen aus. Als Treffpunkt diente einmal mehr u n s e r „Fässchen“, dort war der Nährboden für kreative Kräfte wie geschaffen. Elisabeth Geitz war der Motor, der die sprudelnde Energie in Greifbares umzuwandeln

vermochte. Leider haben wir es versäumt, als wir das fröhliche Männchen auf die Titelseite setzten, den Leser an seine Schöpferin zu erinnern. Sie weilt schon lange nicht mehr unter uns. Ihre Arbeiten aber sind nicht vergessen, sie erfreuen uns immer noch.

✱



Advent, Advent ein Lichtlein brennt.

von Benigna Blaß

„Erst eins, dann zwei, dann drei, dann vier, dann steht das Christkind vor der Tür.“ Wer kennt nicht dieses Gedicht? Aber was bedeutet „Advent“ eigentlich? Advent kommt vom lateinischen Wort „adventus“ und heißt „Ankunft“. Es bedeutet in erster Linie das Warten und die Vorbereitung auf das Fest der Geburt Christi. Des Weiteren beginnt das neue Kirchenjahr.

Das Warten auf das Christkind fällt besonders den Kindern schwer. Viele Bräuche und Lieder erleichterten diese Zeit. Friedrich Spee, der als Sohn eines Burgvogts 1591 in Kaiserswerth geboren wurde und vor 375 Jahren gestorben ist, trat in den Paderborner Jesuitenorden ein und hat unter anderem so manches

Adventslied geschrieben: „Zu Bethlehem geboren, Als ich bei meinen Schafen wacht, Bei stiller Nacht zur ersten Wacht,“ doch das bekannteste ist: „O Heiland, reiß die Himmel auf.“

Schon im 17. Jahrhundert gab es einige vorweihnachtliche Bräuche: 24 Kreidestriche wurden auf die Tür gemalt, und jeden Tag durften die Kinder einen wegwischen.



In eine Krippe wurde jeden Tag ein Strohalm oder ein Federchen hineingelegt, damit das Christkind weich liegen sollte. Im Spätmittelalter wurde im bayrischen Allgäu und im Badischen das so genannte „Klausenholz“ gefertigt. Die Mädchen und Jungen schnitten nach einer guten Tat jeden Tag eine Kerbe in einen Holzstecken und übergaben diesen dem Nikolaus.

In der dunklen Jahreszeit waren Kerzen besonders gefragt. Sie erhellten den Abend und verkürzten die Wartezeit. So durfte eine dicke Kerze jeden Tag nur bis zu einer gewissen Markierung abbrennen.

Johann Hinrich Wichern war Gründer des „Rauhen Hauses“ in Hamburg. Er hat in seinem Sozialheim, für die ungeduldigen Jugendlichen 1839 ei-

nen Adventskronleuchter mit so viel Kerzen, wie das Jahr Adventstage zählt, aufgehängt. Jeden Tag zündeten die Jugendlichen eine neue Kerze an.

1860 wurde daraus ein grüner Adventskranz mit vier roten Kerzen und weißen Bändern. Der Kranz soll als Kreissymbol für die Ewigkeit und der früheren Verehrung des Immergrüns dienen. Heutzutage

werden nicht nur Adventskränze sondern die verschiedensten Adventsgestecke in dem jeweiligen Modetrend gefertigt, sei es lila, blau oder gold.

Auch dem schwäbischen Pfarrerssohn Gerhard Lang, der 1881 geboren wurde, fiel das Warten schwer. Er fragte seine Mutter jeden Tag, wann endlich das Christkind käme. Sie überlegte nicht lange und bastelte für ihn einen Karton mit 24 nummerierten Feldern. In jedes Feld hängte sie ein Gebäckstück. Nun durfte er vom 1. Dezember an jeden Tag eines abnehmen und essen. So konnte er sehen, wie lange es noch bis zum Christfest dauern würde. Viel später, als er Teilhaber der Lithografischen Anstalt Reichhold & Lang in Schwabing wurde, erinnerte er sich an seine Kindheit und druckte 1908 den ersten „Münchner Weihnachtskalender.“ Die Kekse von damals ersetzte er durch 24 farbige Zeichnungen, die die Kinder ausschneiden und auf einen Karton kleben sollten. 1920 erschien im selbem Verlag ein Kalender, bei dem Türchen geöffnet werden konnten. Dahinter verbargen sich bunte vorweihnachtliche Motive. Später wurden die Bilder transparent, man konnte eine Kerze dahinter stellen. Andere Verlage zogen nach, manche versteckten hinter den Türchen Bibelverse.

Nach mehr als 10 Jahren fertigte ein Dresdener Süßwarenfabrikant den ersten schokoladengefüllten Adventskalender.

Leider wurde in den dreißiger Jahren, aus Papiermangel, der Druck verboten. Erst 1946 erschien dann wieder ein erster Adventskalender mit weihnachtlichen Motiven. Auf manchen heutigen Kalendern bestimmen Comicfiguren das Bild und man kann sie schon im September kaufen. Welch ein Fortschritt! Schade!

Da in der Adventszeit besonders viele leckere Plätzchen gebacken werden, möchten wir hier ein ganz besonderes Rezept verraten: **Zimt-Koriander-Makronen.**

Für den Teig:

175 g kalte Butter, 100 g Puderzucker, 250 g Mehl, 4 Eigelb, Mark von einer Vanilleschote, 1 Prise Zimt, Mehl für die Arbeitsfläche, 150 g Marzipan-Rohmasse, 2 Eiweiß leicht geschlagen.

Für die Schokocreme:

100 g Schlagsahne, 200g gute Kuvertüre, Zimt und Koriander.

Zubereitung:

1. Für den Teig: die kalte Butter in kleine Stückchen schneiden und mit Puderzucker, Mehl, 1 Eigelb, Vanillemark und Zimt zu einem glatten Teig kneten (nicht zu lange, da er sonst brüchig wird). In Klarsichtfolie eingewickelt mindestens 1 Stunde im Kühlschrank ruhen lassen.

2. Den Teig auf einer bemehlten Arbeitsfläche ca. 3 mm dünn ausrollen. 4x4 cm große Quadrate ausschneiden, diese auf ein mit Backpapier belegtes Blech setzen und mit einer Gabel zweimal einstechen. Das Marzipan mit dem restlichen Eigelb gut verkneten, dann in einen Spritzbeutel füllen. Die Mürbeteigquadrate mit Eiweiß bestreichen. Die Marzipanmasse als Bordüre auf die Ränder spritzen. Im vorgeheizten Backofen bei 200 ° C ca. 12 Minuten goldbraun backen. Anschließend auskühlen lassen.

3. Für die Schokocreme: die Sahne aufkochen, von der Kochstelle nehmen und die Kuvertüre darin auflösen. Die Masse auf Zimmertemperatur abkühlen lassen. Die ausgekühlten Plätzchen mit Hilfe eines Teelöffels mit der Schokocreme füllen.

Alles gut kalt werden lassen.

Das Rezept ist für 50 Stück gedacht.



Berichtigung. In Blatt Nr.60 war auf der Seite 7 eine unkorrekte Telefonnummer angegeben. Hier die Adresse:
 Betreuungsbehörde der Kreisstadt Unna
 Engelbert Schulte Tel.. 02303 103-568 oder
 Elisabeth Zscheschang Tel.. 02303 103-592

Rita's Gedankensplitter...

Farbe bekennen



Eine gute Nachbarschaft ist viel wert. Dort fühlt sich jeder geborgen. Man gibt gute Ratschläge und hilft einander, genießt aber auch jede Art von Freiheit. Dachte ich, bis... ja bis ich den Gedanken hatte, mein kleines Haus anzustreichen.

Ich liebe kräftige Farben, und so entschied



ich mich für die Farbe Rot. Voller Tatendrang begann ich, auf der Leiter stehend, die ersten Bahnen zu ziehen. Die rote Farbe strahlte und ich auch - vor Freude!

Doch plötzlich stand mein Nachbar Ludwig vor mir und keifte mich an: „Herta, du willst doch wohl nicht im Ernst die Hütte rot anstreichen?“ „Das siehst du doch“, erwiderte ich und machte munter weiter.

Ludwig war außer sich. „Rot macht mich aggressiv! Warum nimmst Du nicht Grün?“ „Was hat den denn gerissen? So habe ich meinen Nachbarn noch nie erlebt“. Doch oh Wunder - Ludwig schenkte mir einen Eimer mit grüner Farbe. Darauf habe ich die Aktion zunächst unterbrochen, überlegte und kam zu dem Schluss, dass Grün doch eigentlich eine vernünftige Farbe sei. Ich wollte es mir mit Ludwig nicht verderben und kaufte „Grün“. Kaum hatte ich die ersten Pinselstriche getan, hörte ich meinen Nachbarn von gegenüber rufen: „Um Him-

mels Willen, warum wollen Sie das Haus grün anstreichen? Sie wissen doch, dass ich bei „Grün“ Rot sehe. Nehmen Sie Gelb. Das ist eine neutrale Farbe. Damit wird jeder einverstanden sein!“

Auch der sonst so freundliche Herr stand tatsächlich mit einem Eimer gelber Farbe vor mir. Ich bin ein friedliebender Mensch - müssen Sie wissen. Also habe ich mit der Farbe „Gelb“ weitergemacht.

Meine sehr zurückhaltende Nachbarin Hermine wollte nun auch mitreden. Sie legte gleich los: „Gelb? Ich sehe nur noch gelb. Gelb macht mich verrückt. Gelb sind Kanarienvögel, aber keine Häuser. Sollen wir hier alle geblendet werden?“ Die gute Hermine schenkte mir eine große Dose „Ziegelrot“. Womit ich wieder am Anfang wäre. Bevor mich meine Nachbarn noch in den Wahnsinn

treiben, beschloss ich eine Umfrage auf der Straße zu starten. Fazit: Übereinstimmende Aussagen. „Sie können Ihr Haus doch anstreichen wie Sie wollen. Die Farbe ist nicht wichtig“. Ich hatte genug und tat nichts mehr. Die Fassade mit den roten, grünen und gelben Streifen dämmerte traurig vor sich hin. Aber in der Nachbarschaft brodelte die Gerüchteküche. Bei der nächsten Bürgerversammlung wurde ich gefragt: „Sagen Sie einmal, warum lassen Sie ihr Haus nicht anstreichen? Die ganze Straße redet schon darüber, wie baufällig es geworden ist.“

Ich wollte die Aktion endlich beenden und habe folgendes unternommen: Ich kippte sämtliche Farben in einen großen Eimer, und siehe da, ein einzigartiger Farbton entstand, zwar schwer zu definieren, aber schön. Jedoch - die Leute auf der Straße sind wieder nicht zufrieden.

Kann es sein, dass sie neidisch sind? *



HB trifft „Füllhorn“

- von Gisela Lehmann -

In der Stadt Soest erscheint ein Senioren-Magazin, welches ohne weiteres vergleichbar ist mit unserem Herbst-Blatt, das „Füllhorn“. Im Frühjahr luden uns die Kollegen nach Soest ein, und es wurde ein lehrreicher Besuch. Eine Ehrensache für uns, die Füllhornmannschaft zu uns nach Unna einzuladen. Im Herbst war es dann endlich so weit. Am Bahnhof nahmen wir unsere Gäste in Empfang. Auf dem Weg zum Fässchen, vorbei am berühmten Eselsrelief der Katharinen-Kirche zum einmaligen Unnaer Goldschatz im Hellwegmuseum. In der Stadtkirche schenkten wir uns den anstrengenden Aufstieg zum Uhrenzimmer. Nach einem Pflichtfoto des Eselsbrunnens auf dem Markt-

platz erreichten wir unser Ziel, den Seniorentreff. Als Gastgeschenk überreichte uns Herr Gierhake von der Füllhorn-Redaktion eine DVD mit Soester Stadtansichten und für unser leibliches Wohl einen Soester Kräuterlikör. Danach stand Fachsimpelei auf dem Programm. Es gab viele Parallelen in der Arbeit beider Redaktionen, so die

Unterstützung durch die Stadtverwaltungen und auch die ehrenamtliche Mitarbeit der Senioren. Unterschiedlich ist natürlich das Layout der beiden Magazine, da die Mitarbeiter ihre Artikel im gegebenen Rahmen frei gestalten können. In der weiteren harmonischen

Diskussion erklärte Klaus Thorwarth unseren Gästen, und auch uns, wie die Stadt zum „Esel Unna“ kam. Auf der anderen Seite erfuhren wir von Herrn Gierhake die Sache mit der Soester Kuh. Der Spruch: „Das geht auf keine Kuhhaut“ wird den Soestern zugeschrieben. Hier hatten die Stadträte einst das erste Stadtgesetz überhaupt, aus Mangel an geeigneten



Pergament, auf eine Kuhhaut geschrieben. Nach so vielen Gesprächen war es dann an der Zeit an das leibliche Wohl zu denken. Darum kümmerten sich, vorbildlich wie immer, die fleißigen Damen aus der Küche. Zum Schluss dieser Begegnung waren wir alle der Meinung, wir sollten uns bald wieder einmal treffen. *

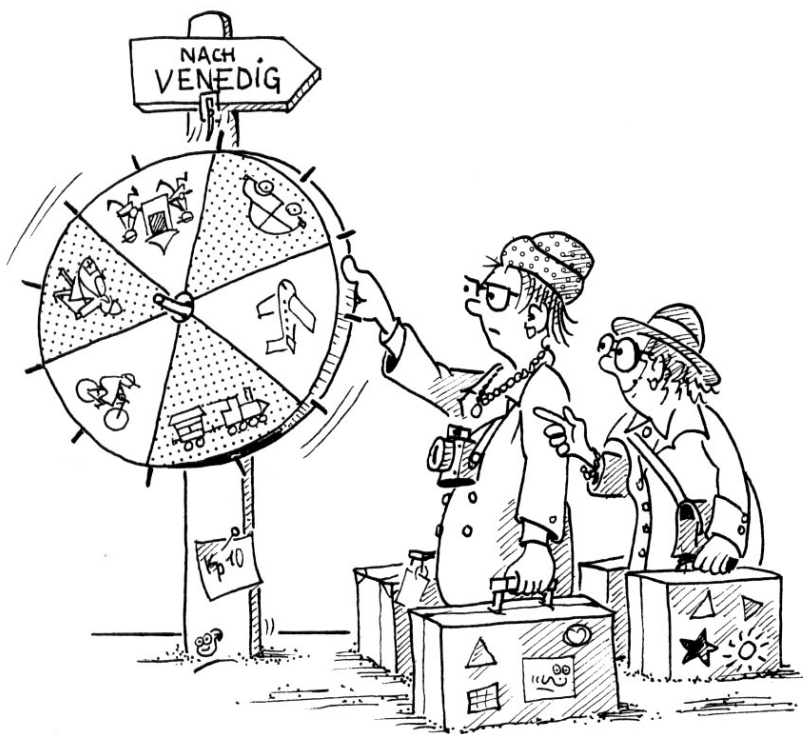
Und erstens kommt es anders.. Reise mit kleinen Hindernissen

von Brigitte Paschedag -

Das hatten wir uns so schön gedacht: Eine Woche Triest, mit einem Abstecher nach Venedig. Mit dem Autoreisezug von Berlin direkt ans Ziel. So pries es die Deutsche Bahn an. Wäre ja auch gegangen.., nur die Termine lagen ungünstig. Es passte einfach nicht.

Was tun? Fliegen!

Die Recherchen im Internet ergaben, dass das gar nicht so einfach war. Einen relativ preisgünstigen Flug gab es nur über Paris. Aber was tut man nicht alles, wenn man Geld sparen will?!



Also gebucht. Geeignete Hotels waren schnell gefunden und ebenfalls vorbestellt. Nach einigen Tagen teilte die Fluggesellschaft mit: Wir fliegen nicht nach Triest, sondern wegen der größeren Nachfrage nach Venedig. Natürlich auch über Paris. Wirklich der nächste Umweg. Nun ja! Aber in Ordnung. Pläne umstellen, Hotels kann man stornieren und neu buchen. Dann brach in Island der Vulkan aus und

legte den gesamten Flugverkehr in Europa lahm. Anruf meiner Freundin: „Hast du dir schon mal Gedanken gemacht, wie wir nach Venedig kommen, wenn der Flug ausfällt? Oder wenn der Hinflug klappt, der Vulkan dann wieder verrückt spielt und wir nicht zurückkommen? Im übrigen hat die Fluggesellschaft jetzt mitgeteilt, dass der Rückflug morgens um 6 Uhr ab Triest geht, wir also spätestens um 5 Uhr am Flughafen sein müssen. (Dieses Mal über Rom und Paris. Noch „günstiger“) Selbstverständlich ohne Frühstück. Vielleicht mit dem Zug, ICE oder ähnlich? Ja, dauert „nur“ 25 Stunden“. Auch nicht so toll. Allmählich reifte der Gedanke: Wir fahren mit dem Auto. Allerdings mussten wir dann wegen wichtiger Termine zu Hause die Reise um einen Tag verkürzen. Darauf kam es nun auch nicht mehr an. Jedenfalls konnten wir uns unsere Reise dann so einteilen, wie wir es wollten, hatten ein Auto und brauchten keinen Leihwagen. Am Sonntag Mittag brachen wir in Berlin auf und kamen bis Wörgl in

Österreich. Eine Stadt, die uns auf Anhieb gefiel. Montag am Spätnachmittag lenkte ich das Auto dann vor das Hotel in Mestre-Campalto. Alles hatte gut geklappt. Für Dienstag war miserables Wetter angesagt, und wir wollten doch nach Venedig! Als wir morgens aus dem Fenster schauten, kaum ein Wölkchen am Himmel. Den ganzen Tag strahlte die Sonne. Die alternde Schönheit Venedig zeigte sich von ihrer

besten Seite. Selbstverständlich fuhren wir mit dem Bus zur Piazzale Roma und von dort mit dem Vaporetto den Canal Grande entlang in die Stadt, zum Markusdom und zum Dogenpalast. Vor beiden Riesenschlangen - trotz Vorsaison. Keine Chance zur Besichtigung. Trotzdem ein schöner Tag. Abends landeten wir erschöpft, aber voller neuer Eindrücke wieder in unserem Hotel.

Die für den nächsten Tag geplante Fahrt nach Triest verlief ohne Zwischenfälle. Unterwegs machten wir Station in Grado, einem pittoresken Lagunenstädtchen mit der aus dem 6. Jahrhundert stammenden Basilika St. Euphemia und einer kleinen, fast im Meer liegenden Kirche Santa Maria delle Grazie und in Aquilea, einer alten Römersiedlung.

Unser Hotel lag nicht direkt in Triest (keine Parkmöglichkeiten oder wenn, dann sehr teuer), sondern in Duino.

Duino? Da war doch was! Ganz ferne Erinnerungen an die Schulzeit: Die Duineser Elegien. Von wem waren die noch? Im Zweifel von Goethe. Nein, der war es nicht. Es war Rainer Maria Rilke, der sie verfasste, als er sich als Gast der Adelsfamilie Thurn und Taxis in Duino aufhielt.

Nach ihm ist auch ein herrlicher Klippenweg benannt, der immer wieder den Blick auf das Meer und auf das alte Castello von Duino freigibt.

In den nächsten Tagen machten wir Ausflüge bis nach Slowenien, in den Karst, zum Schloss Miramare. Nicht unerwähnt bleiben soll die abenteuerlich anmutende Fahrt mit der Zahnradbahn von der Piazza Oberdan nach Villa Opicina, dem höher gelegenen Teil der Stadt und von dort mit dem Bus zur Grotta Gigante.

Diese Riesengrotte soll der größte unterirdische Hohlraum der Welt sein. Entdeckt wurde sie 1840 auf der Suche nach unterirdischen Gewässern. Ein „bequemer“ Touristenweg führt heute durch die Höhle. Bequem bedeutet 500 Stufen hinabsteigen.

Danach zittern schon ein wenig die Beine. Dann wird der Weg allerdings einfacher. Berühmt sind die Stalaktiten „Palma“ und „Ruggero“.

Im Innern hängen zwei Riesenspendel, die die minimalsten Bewegungen der Erdkruste registrieren Sie sind auf der Welt einzigartig. „Der Ausgang aus der großen Höhle erfolgt über einen Weg, welcher kühn, aber gut abgesichert entlang der Felswand hinaufsteigt“, besagt der Prospekt. Kühn, aber gut abgesichert bedeutet, wieder 500 Stufen hinaufsteigen zu müssen. Nicht so ganz einfach. Oben angekommen, hatte zumindest ich keinen trockenen Faden mehr am Körper und ich war „stehend k.o.“, wie man so sagt. Und dann war auch noch der Bus weg! Zum Glück fuhr 20 Minuten später ein anderer.

Anschließend bummelten wir noch durch Triest - auch hier gibt es einen Canal Grande - tranken einen „Sundowner“, wie man in Amerika sagen würde und fuhren zurück. Alles in allem hatte unsere geplante „Woche“ in Triest in der Stadt selbst dann nur einige wenige Stunden gedauert.

Die Rückfahrt begann wieder abenteuerlich. Auf dem Parkplatz zu unserem Hotel sammelten sich am Morgen Hunderte von Marathonläufern. Die Straße war abgesperrt. Der Zugang zur Autobahn ebenfalls nicht erreichbar, da die Parkplätze von der Autobahn und der Landstraße getrennt und gegeneinander versperrt waren. Erst unser energischer Protest brachte das Hotelpersonal schließlich dazu, das dazwischen liegende Tor zu öffnen, so dass wir dann mit einer Stunde Verzögerung doch abfahren konnten.

Und jetzt verließ uns das schöne Wetter. In Österreich goss es. Im strömenden Regen erreichten wir gegen 20 Uhr Rosenheim, höchste Zeit ein Hotel zu suchen. Aber das klappte bestens. Die Fahrt nach Berlin am nächsten Tag verlief ohne Zwischenfälle.

Trotz aller Widrigkeiten war es ein besonders schöner Urlaub. *

Pfauters Jahres-Rundumschlag 2010

von ihm selbst zu verantworten

Wir schauen uns um: Wie war das Jahr? So ein Jahr besteht aus verschiedenen Abschnitten: Vor dem Urlaub und nach dem Urlaub zum Beispiel. Manche Leute gliedern ihre Zeit komplizierter: Warten auf die Rente, Ausgeben der Rente. Andere kennen nur vier Jahreszeiten: Frühjahr, Sommer, Herbst und - die vierte weiß ich im Moment nicht. Aber der „Herbst“ erinnert mich an etwas. An das Herbst-Blatt! Es erscheint im Rhythmus der vier Jahreszeiten. Und was hat uns da wieder die gut eingespielte HB-Elf mit ihrer Trainerin Dorothee Glaremin in der 2010-Spielzeit präsentiert?

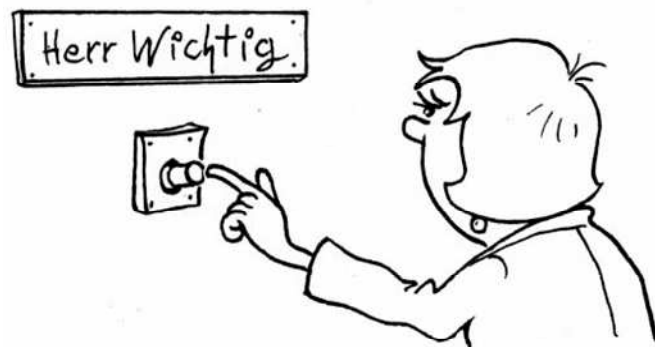
Dorothee Glaremin muss sich, als Seniorenbeauftragte, gleich um mehrere Damen- und Herrenriegen kümmern. Erstaunlicherweise schafft sie das wunderbar. Vielleicht hält sie die Langlaufstrecke zwischen Rathaus und Fässchen fit, auf der sie täglich unermüdlich hin und her trabt.

Benigna Blaß, unsere Beni, behauptet im HB 60: Der Wille des Patienten steht im Vordergrund, nur sein Wille zählt! Schön wär's. Schon als ihre Eltern den Namen ausgesucht haben, Benigna, was da heißt die *Gute, Milde, Gutartige*, da trafen sie Benis wichtigste Eigenschaften. Aber was

sie da über die Patientenverfügung schreibt, war sie da nicht auch zu *gutgläubig*?

Ob unseren Lesern schon aufgefallen ist, welch winzige Rolle im HB der Sport spielt? Dabei verfügen wir in unserem Namensverzeichnis über einen großen Namen, der jeden Fußballfan aus seinem TV-Sessel reißen würde! Lehmann! Ein Torwart von Weltruf, der sein Tor dicht zu halten weiß.

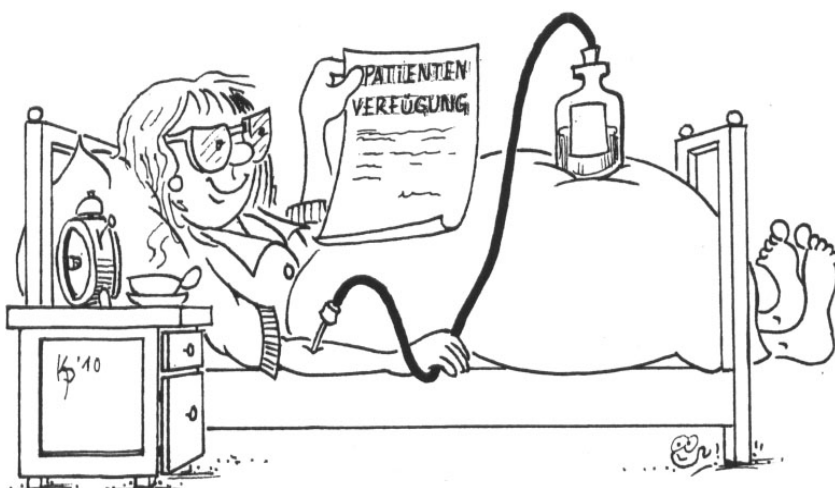
Gisela Lehmann dagegen stehen alle Tü-



ren und Tore offen, wenn sie mit ihrem Notizblock bei Berühmtheiten anklopft. Ihr Einsatz gilt weniger dem grünen Rasen, als vielmehr der sicheren Arbeitswelt. (HB 60)

Sportliche Ambitionen hat **Heinz Naß** keine, außer dass er für uns schon manches schwierige Thema gestemmt hat. Wie wäre es mit Tapetenwechsel? Fragen Sie Heinz (HB59). Interessiert Sie nicht die Bohne? Ich meine die Kaffeebohne? Wenn ja, schlagen Sie nach in HB 58.

Brigitte Paschedag stimmt im HB 60 mit Goethes Meinung überein: Der Name ist Schall und Rauch. Nur der ihre nicht. Der ist flämisch. Und wieder führt sie einen Klassiker der Geschichte als



Zeugen an: Napoleon soll schuld daran sein, dass sie eigentlich „Ostertag“ heißt... Da hamm' wir's! „Wer nicht fragt bleibt dumm!“ versichert uns Brigitte im HB 58. Goethe haben wir bereits erwähnt, aber kennen Sie Faust? Nicht Faust I oder II, die beiden hat doch kaum einer gelesen. Von dem Titanen aus Weimar können wir nichts Neues mehr erwarten, aber von unserer **Ingrid Faust** sehr wohl! Sie sprüht gerade zu von Fantasie. Selber schon längst im Ruhestand, ergreift sie Partei für Rentiere. Schauen Sie in HB 59, es rentiert sich.

Klaus Busses Name zeichnet sich damit aus, dass zwischen dem Vor- und Nachnamen ein „W.“ winkt. Dieses W. und den Rest setzt er stolz unter seine engagierten Artikel. Dabei ist ihm Unna manchmal zu klein: „Es geht um mehr.“ schreibt er im HB 60. Es geht ihm um die Griechen, um Europa und - da erwischt er uns empfindlich, um den Euro. Doch schließlich beruhigt uns Klaus wieder: „Es geht um griechische Kultur, sie macht uns reicher.“

Christian Modrok - er hat es heutzutage nicht leicht mit diesem Vornamen. Ein wunderschöner Name, ein christlicher, aber kann er damit in dieser Multikultizeit bestehen? Auch wenn er manchmal in der Stadtkirche auf einen verirrt Besucher trifft, dem man erst beibringen muss, wie sich gebildete Menschen in einem Gotteshaus zu benehmen haben. (HB 58)

Unsere Leser wissen wahrscheinlich nicht, was **Rudi Geitz** und der Sohn von Sissi und Kaiser Franz Josef gemeinsam hatten. Wir wissen es. Der Habsburger war für „Brehms Tierleben“ wichtig, „unser“ Rudi ist für's HB unentbehrlich. Er hat die meis-

te Arbeit damit, deshalb adeln wir ihn und versehen seinen Namen mit einer römischen I.

Rita Maas wäre das einzige Redaktionsmitglied welches neben Lehmann auf dem Fußballfeld auflaufen könnte. Sie legt darüber in HB 60 Zeugnis ab. Sie präsentiert ihre „Gedankensplitter“ darüber. Sie beschreibt ganz offen verletzungs- und hornhautfreie Füße. Hühneraugen und verhärtete Schwielen beeinflussen die Gehfähigkeit, was wiederum beim Fußball hinderlich ist. Es bedarf einer s.g. „Niederer Chirurgie“. Erfreulicher ist da schon die Moral der Geschicht': Kennen Sie „Füßeln“? Fragt Rita und gibt zu: „Macht großen Spaß!“



Ulrike Wehner muss man nicht erst vorstellen, das tut sie im HB 60 selber. Mit schelmischem Augenzwinkern, durch die Blume (es ist ein Rosenstrauß) weist sie auf die Dachschäden hin, die wir - weißhaarige „alte Hasen“ - vielleicht haben. Möglicherweise hat sie recht, zumal wir jetzt zum

Klaus Pfauter schreiten, der diese Zeilen verzapft hat. Dabei sind die nicht das Schlimmste, was er uns im vergangenen Jahr so zugemutet hat. Sein Namensvetter, der St. Nikolaus, hat dafür eine Qualitätsstufe:

„Schöne Bescherung!“





Das Universum dehnt sich aus oder: Einstein und ich - von Brigitte Paschedag -

Einstein hatte es schon im vorigen Jahrhundert behauptet: Das Universum dehnt sich aus. Trotz guter Schulnoten in Mathematik und Physik reichten meine Kenntnisse nicht aus, das zu bestätigen oder zu widerlegen. Inzwischen glaube ich ihm. Wie anders ließe es sich sonst erklären, dass...

Aber von Anfang an: Neulich in der Lüneburger Heide. Wie immer am ersten Morgen eine Wanderung von Undeloh nach Wilsede. Natürlich gehen wir, meine Freundin und ich, nicht den nächsten Weg, sondern den weiteren durch die Heide, wobei ich zum ersten Mal eine Heidschnuckenherde ganz aus der Nähe sehe.

Der Weg ist weit, aber so weit? Wir stellen beide fest: Der Weg ist länger geworden.

Zurück am Wald entlang, nicht über den Wilseder Berg. Am Nachmittag ist dann Ausruhen im Garten angesagt, keine weitere Wanderung wie früher. Es reicht später nur noch für einen Besuch

bei Dore-Teja in der Teestube. Den Weg durch den Totengrund sparen wir uns in diesem Jahr ganz. Der war immer schon zu weit.

Am anderen Morgen eine ganz ähnliche Erfahrung. Auch der Weg nach Sudermühlen war früher kürzer. An uns kann das nicht liegen. Wir sind fit - oder?

Mir ist aufgefallen, dass die „Berge“ in Unna - vom Bornekamp zur Talstraße, zur Martinstraße oder den Südring hoch immer steiler werden. Hat Einstein recht?

Dehnt sich das Universum tatsächlich aus?

Und wenn ja, dehne ich mich dann auch aus? Zugegeben, so schlank wie früher bin ich nicht mehr, aber gewachsen bin ich doch nicht. Aber warum sind denn meine Füße heute so weit weg, wenn

ich mir morgens die Strümpfe anziehe? Der einzig mögliche Schluss: Einstein hatte Recht. Das Universum dehnt sich aus!

Punkt. Ausrufezeichen! *



Ein Nachtrag
zu vorigen Ausgabe Nr. 60
Zu unserem Artikel „Stumme Zeitzeugen“ (S: 25) hat uns Frau Regina Zenker freundlicherweise ein Foto des Billmericher Steinbruchs geschickt. Dort hat einst die Jugend gebadet. Wir verlegten diesen Ort leider in den Bornekamp.



Geben und Nehmen: Der Tauschring

- von Ulrike Wehner -

Wünschen Sie sich nicht auch manchmal die Heintzelmännchen herbei, die fleißig all die schwierigen Arbeiten erledigen wie Gardinen aufhängen, Halogenlämpchen austauschen, kleine Defekte im Haushalt beheben? Brauchen Sie einen Babysitter, hätten Sie gern mal einen Menschen zum Reden? Seit wenigen Monaten ist das hier in Unna möglich.

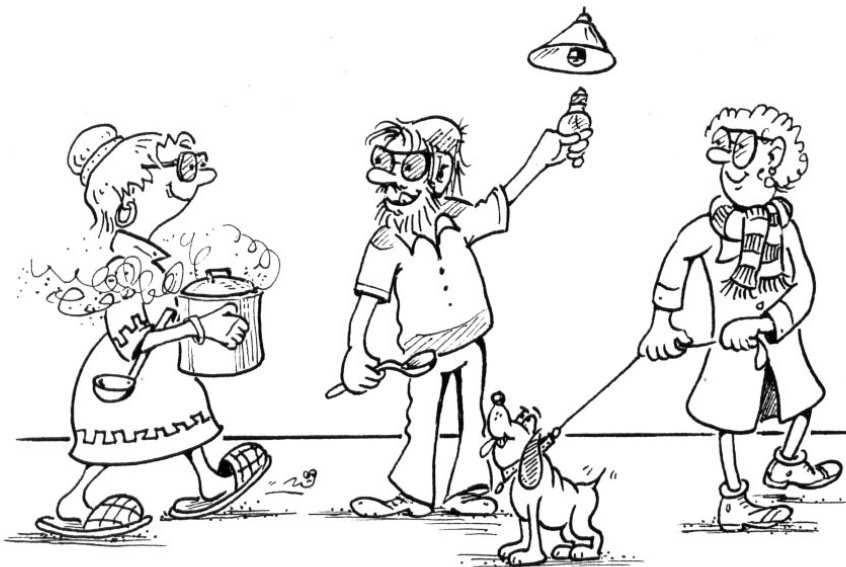
Die neuen Heintzelmännchen erfüllen fast jeden Wunsch, z.B. Kuchen backen, Sie zum Arzt fahren, zum Bahnhof oder Flughafen. Sie bieten eine Entspannungsmassa-

fen sollen, müssen Sie selber ein Heintzelmännchen werden – beim „Tauschring Gartenvorstadt“, der Zeittauschbörse für Unna und Umgebung mit dem Motto: „Geben und Nehmen ohne Geld.“

Wer für andere etwas tut, erhält eine Zeittauschzettel. Damit kann er selbst Leistungen von Mitgliedern in Anspruch nehmen, ohne eine direkte Gegenleistung dem Tauschpartner zu erbringen. Somit wird Zeit getauscht, die in der Währung „Hansetaler“ verrechnet wird. Eine Stunde entspricht vier Hansetalern. Jedem neuen Mitglied wird zum Start ein Konto mit 12 Hansetalern geschenkt.

Die Zeittauschkonten der Mitglieder werden von der Leitung der Tauschbörse geführt, an die alle Tauschwünsche zu richten sind. Alle Tätigkeiten kreativer oder praktischer Art sind gleichwertig und gleich wichtig.

Angebote und Nachfragen werden in der Tauschzeitung be-



ge, mähen den Rasen, helfen bei Computerfragen, sie nähen für Sie oder putzen die Fenster, führen den Hund aus, gießen die Blumen, bieten oder erledigen, was sonst so gewünscht wird.

Es gibt immer was zu tun auf Erden. Viele Alte möchten noch gebraucht werden.

Die Frage: „Wer kann was?“

Die macht den Heintzelmännchen Spaß!

Sie nehmen für ihre Arbeit kein Geld, wo gibt es das noch auf dieser Welt?

Doch ganz umsonst arbeiten die Heintzelmännchen auch nicht. Wenn sie Ihnen hel-

kannt gemacht. Regelmäßig gibt es einen Stammtisch zum Kennenlernen und zum Erfahrungsaustausch.

Die Gruppe möchte sich noch vergrößern, denn ihre Leistungsfähigkeit steigert sich mit der wachsenden Anzahl ihrer Mitglieder und den daraus folgenden vielfältigen Beiträgen –

denn jeder Mensch kann etwas!

Wer hütet die Wohnung oder das Haus, wenn Sie verreist oder im Krankenhaus sind? Sie finden sicherlich in der Gruppe jemanden Ihres Vertrauens. *



Die Carmen wie im Traum

- von Christian Modrok -

Der Vater sitzt in seinem Sessel bei einem Glas seines geliebten Weines. Er lauscht der Musik einer CD. Erinnerungen werden wach, es klingt die Musik der Oper „Carmen“. Dann erzählte er.

Als Kind wollte er immer schon ein Klavier oder zumindest ein Akkordeon haben. Es war Krieg, und so konnten die Eltern ihm diesen Wunsch nicht erfüllen. Da drückte ihm der Vater seine Geige in die Hand, damit er sich wenigstens so mit der Erzeugung von Tönen vertraut machen könnte. Die letzten Kriegsmonate und einige Monate danach verbrachte er in einem Dorfe. Ein damals schon sehr alter Dorfschullehrer hatte wohl den größten Spaß daran, den Kindern diese dunkle Zeit mit Musik etwas zu erhellen. Er erklärte ihnen die Noten, die C-Dur-, D-Dur- usw. – Akkorde, und lehrte sie Chorgesang. Auch diese Zeit hatte mal ein Ende. Ein paar Jahre später hat er mit zwei Freunden drei Mundharmonikas aufgetrieben. Sie spielten zu dritt vor allem bekannte Volksmusik, so dass auch Nachbarn daran Spaß hatten. Es gab aber niemanden, der dieses Hobby, sowohl technisch als auch finanziell, hätte fördern können.

Noch in der Ausbildung bekam er von einem älteren Kollegen zwei Eintrittskarten in die Oper geschenkt. Es gab die „Carmen“ von Bizet. Mit gemischten Ge-

fühlen hat er dieses Geschenk angenommen, und mit noch mehr gemischten Gefühlen betrat er das Theater. Mit einer Dosis Humor und Ehrfurcht erzählt er heute noch gerne, wie beklommen er sich gefühlt hatte, als er den mit viel Plüsch ausgeklei-



deten Saal betrat und seinen Sitzplatz eingenommen hatte. Dann wurde es langsam dunkel und im Orchestergraben sah man Bewegung. Der Dirigent begab sich an sein Pult. Die Ouvertüre setzte wie mit einem Knall ein, was eben charakteristisch für die Oper „Carmen“ ist. Noch heute erinnert er

sich, dass er diese Oper wie im Traum erlebte.

Er begeisterte auch seine damalige Freundin für die Oper. Als Ehepaar haben sie sehr viele von den bekanntesten Werken mehrfach gesehen. Ein Opernbesuch gehörte zum allmonatlichen Programm.

Später einmal, als er in Posen die Messe besuchte, ließ er sich am Abend mit dem Taxi vom Hotel zur Oper fahren. Es wurde „Carmen“ gegeben. Der Taxifahrer äußerte sich im Gespräch etwas abwertend über die Oper. Da hat er ihm ein paar Melodien vorgesummt. Der Fahrer horchte auf und zeigte Interesse. Vater gab ihm sein Kärtchen mit der Bitte, ihm mal zu schreiben, wie ihm die Opernaufführung gefallen hat. Tatsächlich kam dann ein Brief in dem sich der Taxifahrer für die abfälligen Worte entschuldigte und versprach, öfter mal ins Theater zu gehen.

Auch erzählte der Vater, wie er Veränderungen in den Bühnenaufführungen wahrgenommen hatte. Früher war eine Opernaufführung ein sehr farbiges Spektakel, sowohl im Bühnenaufbau als auch in den Kostümen. In der letzten Zeit wird vieles vereinfacht. Als erste Aufführung mit so vereinfachtem Bühnenbild sah er im Jahre 1978 in einer Fernsehübertragung die Oper „Norma“ von Bellini aus der Mailänder Scala.

Selbst die Kleiderordnung änderte sich. Je mehr der Wohlstand einkehrte, desto schicker waren auch die Besucher gekleidet. In der Mitte der 70-er sagte mal eine Operndiva in einer Talkshow, dass heute wohl jeder etwas Schickes zum Anziehen hätte und dieses für einen Opernbesuch anlegen sollte. Als die Jeans salonfähig wurden, waren die „Schicken“ als Spießer verrufen. Aber nicht nur die Oper interessierte unseren Senioren, sondern auch Operetten und Konzerte. In den 60-ern und 70-ern Jahren gab es ein Philharmonieorchester der Gewerkschaften, welches jeden Monat ein Konzert für die Jugend veranstaltete. Unser

Erzähler war immer dabei. Der Jugend wurden die verschiedensten Arten von Konzerten, Teile von Konzerten oder auch nur Sätze aus Symphonien mit einführenden Worten vorgestellt. Das war wichtig und lehrreich.

Als das Fernsehen gerade mal aus den Kinderschuhen herausgewachsen war - es gab nur drei oder vier Programme - hat ein Kanal mehrere Serien zur musikalischen Bildung der Jugend gesendet. Es wurden jede Woche ein, zwei oder drei Instrumente vorgestellt, ihr Klang oder Unterschiede der Klänge und ihre Funktion in großen Orchestern. In einer anderen Serie wurden kleine Musikstücke mit Kindern diskutiert. Er erinnerte sich an eine Sendung, als die Kinder den Hummelflug von Rimsky-Korsakov sofort erkannten. Als dagegen einmal ein kleines Musikstück von Mozart vorgestellt wurde, wussten die Kinder nichts dazu zu sagen. Nur ein Mädchen meldete sich: „Es war schön“. Der Moderator bestätigte auch, dass es nur darum ginge, die Schönheit der Musik wahrzunehmen.

Man sagt, dass der größte Teil der Jugend an harten Filmen interessiert sei. Dass es nicht so ist, bestätigt folgendes Erlebnis. Als unser Senior in einem für die Jugend bestimmten Konzert in einem großen Konzertsaal war, wunderte er sich über den fast vollen Saal. Nach der Pause wurde der Bolero von Ravel gespielt. Am Ende sind alle vor Begeisterung fast ausgeflippt. Das hätte er nicht erwartet. Die Krönung aller Konzertbesuche war, wie er fühlte, die Neunte Symphonie von Beethoven zu erleben.

Zum Schluss erinnerte er sich an einen Satz seiner Großmutter. Sie hätte einmal gesagt, dass die Musik etwas sehr Flüchtiges sei. Wer selbst nicht musiziert, trägt von einem Konzert nur, wenn auch schöne, Erinnerungen davon. Heute leben wir in einer Zeit, in der wir auf unendlich viele Musikkonzerten zurückgreifen können.

Wissen wir dieses auch zu schätzen? ✱

Von Rotznasen, Fazzoletti und Taschentüchern

- von Gisela Lehmann -

Wenn im Herbst mit den Blättern auch die Temperaturen fallen, es draußen ungemütlich und kalt ist, wird im Bus gehustet was das Zeug hält, am Schreibtisch gegenüber heftig geschnäuzt und den Kindern läuft die Nase. Sie wird wie selbstverständlich am Ärmel abgerieben.

Ah, da kommt auch schon Maximilian aus der Schule. Aber was ist das? Die Ärmel des Anoraks sind von Schnodder verschmiert und verklebt. Er hat doch wohl etwa nicht? „Zeig mir mal dein Taschentuch“! Er holt eine Packung Tempo aus der Jackentasche – „und was ist das?“, wollte ich wissen und hielt ihm mit zwei Fingern die verschmierten Ärmel entgegen. „Das?“ fragte er gedehnt. „Ach so, wir besprechen in der Schule das europäische Mittelalter“, sagte er kleinlaut, „und weißt du was?“ – jetzt wurde er lebhafter, „die schnäuzten sich mit der Hand und wischten diese anschließend an der Kleidung ab.“ „Igittigitt“ – „Oma, das war gar nicht gegen die guten Sitten, sogar der Adel schnäuzte sich mit zwei Fingern, aber nur mit der linken Hand, denn mit der rechten wurde gegessen. Das niedrige Volk musste zum Schnäuzen die rechte Hand benutzen.“ „Gab es denn keine Taschentücher?“ fragte ich zweifelnd. „Doch, doch“, beeilte sich er zu sagen, „aber sie waren nicht zum Naseputzen gedacht, Taschentücher waren Luxusartikel und dienten zu dekorativen Zwecken, oder sie wurden anderweitig verwandt. Aber dann nannte man sie

auch anders, z.B. Schweißtuch. Wie schon der Name sagt, man benutzt es, um sich den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen. Denk doch mal an Bauer Ewald, der hat heute noch das große Tuch in der Hosentasche, womit er sich beim Arbeiten auf dem Feld den Schweiß aus dem Gesicht wischt. Die feinen Römer versteckten ihr Schweißtuch in der Gewandfalte ihrer Toga.“

Ich hatte genug gehört, und meine Neugier war geweckt.

Im 11.-13. Jahrhundert nahmen die Zierta-



schentücher, Fazzoletti genannt, eine besondere Rolle ein. Zunächst nur zum Gebrauch für Damen bestimmt, waren sie reich bestickt, teilweise mit Goldfäden und Diamanten versehen. Es versteht sich von selbst, dass diese kostbaren Tücher, die in Venedig hergestellt und vor allem nach Frankreich exportiert wurden, nur den Oberschichten vorbehalten waren. Die Damen trugen sie offen, reich parfümiert, in

der Hand. Manchmal ließen sie das Fazzoletto kokett fallen, um die Aufmerksamkeit ihres Verehrers auf sich zu lenken. Hob er es auf, übereichte er es galant seiner Angebeteten. Ritterspiele waren groß in Mode. Wenn die Ritter an der Tribüne des Adels vorbeizogen, trugen sie das Ziertuch ihrer Angebeteten offen an der Lanzenspitze. Aber das auch nur, wenn die Teuerste nicht verheiratet war. Als Treuepfand nahm es der Ritter mit in den Kampf. Bei seiner Heimkehr gab er es der Besitzerin Blut- und Schweiß getränkt zurück. In Deutschland war das Fazzoletto seit Anfang des 16. Jahrhunderts in der feinen Gesellschaft in Mode. Es wurde, wie alles andere zu der Zeit auch, reich mit Parfüm getränkt. Als „Schnüffeltuch“ bezeichnet, sollte es die Damen, die gern bei jeder Gelegenheit in Ohnmacht fielen, ins Leben zurückrufen. Oder es wurde an den Herren als Liebespfand verschenkt. Die Benutzung des Taschentuches zum Schnäuzen kam von Italien über Frankreich nach England und Deutschland, um hier als „Schnusetuch“ die Hand, den Ärmel oder das Tischtuch zu ersetzen. Zwar erst nur langsam, aber nachdem im 18. Jahrhundert die Möglichkeit bestand, Stoffe zunehmend kostengünstiger herzustellen, verloren Taschentücher ihren Luxuscharakter und wurden immer mehr zum erschwinglichen Gebrauchsgegenstand. In bürgerlichen Kreisen kunstvoll mit Monogrammen der Besitzer verziert, für die Damen phantasievoll mit Spitze umhäkelt, gehörten sie zum romantischen Liebessymbol. Herrentaschentücher bekamen auf weißen Stoff maschinell einen farbigen Rand aufgedruckt, mal breit mal schmal, so war auch hier der Eintönigkeit entgegengewirkt.



Aber nicht in jeder Kultur wird zum Naseputzen ein Taschentuch benutzt. In Japan und China ist Schnäuzen in der Öffentlichkeit sehr unhöflich und verpönt. Dagegen lebt man in China mit „Nasehochziehen“ recht gut und Millionen Chinesen müssen es wissen.

Bis ins 18. Jahrhundert war das Aussehen der Taschentücher in Form, Farbe und Größe verschieden. Marie Antoinette, Gemahlin Ludwigs XVI. König von Frankreich, liebte quadratische Taschentücher für sich und ihrem Hofstaat. Egal, ob aus Stoff oder Papier, ob 12 oder 15cm: immer bleiben alle Seiten gleich, und weil es einst einer Königin gefiel, schnäuzen wir heute quadratisch. Seit der Erfindung der Papiertaschentücher aus Zellstoff wird das traditionelle Stofftaschentuch zunehmend verdrängt.

Das bis dahin altbekannte und beliebte Taschentuch wird nach der Benutzung zurück in die Hosen-, Rock- oder Manteltasche gesteckt, um es bis zum erneuten Gebrauch mit sich herumzutragen. Das ist unhygienisch, kann man doch nie mit Ge-

wissheit sagen, dass alle Keime und Krankheitserreger abgetötet sind.

Ich finde es eh unmöglich und eklig, „Rotzfahnen“ in einer Wäsche mit der Weißwäsche zu säubern. Das Papiertaschentuch

dagegen wird nach Gebrauch sofort entsorgt. Bei meiner letzten Erkältung benötigte ich pro Tag 5 Pakete „Tempo“. Dafür war ich aber in ein paar Tagen wieder fit. Ich frage mich, wie lange hätte ich dazu ohne modernen Zellstoff herumgedoktert? Heute hat sich die Bezeichnung „Tempo“ für alle Wegwerftücher eingebürgert, ganz gleich ob der Hersteller Tempo, Kleenex, Softi oder sonst wie heißt. In der nassen und kalten Jahreszeit steigt die Zahl der benutzten Tempotücher rasant mit der Zahl der triefenden Nasen. *

Guten Morgen

Am Mittwoch ging ich, wie immer, von Holzwickede nach Unna ins Fässchen. Vorbei an der Kirche. Ich sage nicht an welcher, denn das tut nichts zur Sache. Ein fleißiger Mann trieb einen Haufen Laub vor sich her. Den Laubbläser um den Bauch gebunden, erzeugte er einen höllischen Lärm. Meinen Gruß hörte er nicht. Ein Straße weiter die Überraschung! Dort kehrte eine grauhaarige Oma ihren Bürgersteig. Mit dem Besen! Wieder grüßte ich, sie antwortete mir. Zu meinem Erstaunen entschuldigte sie ihr Tun: „Wissen Sie, ich habe so einen Apparat im Keller. Aber der ist zu laut. Die Leute schlafen ja noch!“ Sie freute sich über

mein Lob und ich latschte weiter. Mir entgegen kam ein Frauchen mit ihrem Wauwau. „Guten Morgen!“ sage ich fröhlich, immer noch unter dem Eindruck der freundliche Besenschwenkerin. Frauchen antwortete nicht. Ich blieb stehen und rief ihr nach: „Ich habe guten Morgen gesagt!“ Sie blieb stehen. Ich holte Luft und legte noch zu: „Sind Sie auch so eine, die sich ärgert, wenn Kinder nicht grüßen?“ Sie murmelte etwas. Der Hund schnupperte unterdessen an meinen Socken. Er fiel um. Sie schloss ihn in die Arme und eilte davon. Ich sollte öfter meine Socken wechseln...

✱



Adventsbesuch

- von Ingrid Faust -

Alle Jahre wieder begeben sich in der Adventszeit die Krippenfiguren Maria und Joseph in unserer Kirchengemeinde auf Herbergssuche. In ihrem Reisetagebuch wird verzeichnet, in welchen Häusern sie zu Gast waren. Zum Gottesdienst am Adventssonntag begleiten die Gasteltern Maria und Joseph in die Kirche. So liest es Oma Patschke im Gemeindebrief. Warum haben Maria und Joseph noch nie bei ihr angeklopft? Das wäre doch mal ein ganz besonderer Besuch. Platz genug für Gäste hat sie und Zeit auch. Das Stöhnen ihrer Nachbarn über die vielen Weihnachtsvorbereitungen kann sie nicht verstehen. Einen Keramikkrans und Weihnachtsschmuck hat sie im Haus. Tannengrün schneidet sie sich im Garten, nur Kerzen muss sie besorgen. Regelmäßig fährt Oma Patschke mit dem Bus zum Einkaufen in die Stadt. Der Supermarkt liefert ihr die Waren nach Hause.

Ihr üblicher Wocheneinkauf landet schnell im Einkaufswagen, aber jetzt erträumt sich Oma ja hohen Besuch. Also: Weihnachtspätzchen, Bier für Joseph, und was trinken werdende Mütter? Als Oma vom Einkauf zurückkommt, stehen Maria und Joseph vor ihrer Haustür. Beide tragen dunkelrote, lange Gewänder und darüber einen braunen Umhang. Joseph steht demütig mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen vor ihr, Marias Blick ist erwartungsvoll und ihre Hände sind geöffnet. „O“, stammelt Oma Patschke, „wartet ihr schon lange? Kommt schnell ins warme Haus. Was darf ich euch anbieten? Euer Esel findet neben meinem Esel Balduin seinen Platz.“ Schon lange sind Maria und Joseph unterwegs. Oft standen sie vor verschlossenen Türen. „Kein Platz in der Herberge. In eurem Dorf ist das anders. Hier werden wir für eine Nacht

sehr freundlich aufgenommen. Aber am nächsten Morgen heißt es, ihr müsst fort, bis Bethlehem ist es noch weit.“ Gesättigt und müde von der langen Reise finden Maria und Joseph in Oma Patschkes Gästezimmer ihre Ruhe.

Über Nacht haben die beiden Esel fast das gesamte Heu weggefressen. Joseph geht zum nächsten Reiterhof. Nachdenklich



schaut er sich um: „Werden Maria und ich hier Weihnachten im Stall verbringen?“

Er kommt mit einem Ballen Heu zurück und mistet erst einmal gründlich den Stall aus. Oma Patschke überlegt mit Maria, was sie für ihr Baby alles benötigt. „Eine warme Decke kann ich dir geben, besser wäre ein Schlafsack. Bis die Heiligen drei Köni-

ge mit ihren Gaben kommen, kannst du nicht warten, du brauchst jetzt warme Sachen für dein Kind. Früher habe ich viel gestrickt, bestimmt habe ich noch Wollreste. Da fällt mir ein, wir haben ja einen Handarbeitskreis, der trifft sich regelmäßig im Gemeindehaus, da gehen wir zusammen hin.“

Die netten Damen vom Handarbeitskreis verwöhnen Maria und Oma Patschke mit Kaffee und Kuchen und beginnen gleich emsig zu häkeln und zu stricken. Da alle wissen, dass Maria einen Sohn gebären wird, entstehen in Blautönen: Jäckchen, Höschen, Mützchen und Schuhchen. Einige Damen arbeiten an einer bunten Patchworkdecke. So etwas Schönes hat Maria noch nie gesehen, und spontan beschließen die Damen, Maria die fertige Decke zu schenken.

Am nächsten Morgen ist das Dorf verschneit. Joseph übernimmt für Oma Patschke das Schneeschippen. Die Nachbarn kommen mit Joseph ins Gespräch. Maria und Joseph mit Oma Patschke werden reihum zum Kaffeetrinken und Erzählen eingeladen. Die Zeit vergeht Oma Patschke wie im Flug. Schon ist Sonntag morgen, Reich beschenkt klopfen Maria und Joseph bei der netten Küsterin an. Sie begleitet das Hochheilige Paar rechtzeitig zum Gottesdienst in die Kirche.

Ein Blick auf den Kalender sagt Oma Patschke: Übermorgen ist Weihnachten. Ihre Weihnachtspost wird dies Jahr zu spät kommen, aber dafür hat sie soviel zu schreiben.

Die Eintragung im Reisetagebuch von Maria und Joseph steht diesmal im H.B. Nr. 61. *

Lebenslang glücklich vereint...

Der Mistelzweig

- von Klaus Thorwarth -

„Ein runder Busch, man glaubt es kaum, wächst immergrün auf einem Baum. Sein Ursprung stammt von jenen Samen, die durch die Vögel hierher kamen...“

Im Herbst, wenn die Blätter fallen, werden die kugeligen Büsche der Mistel hoch oben auf den Bäumen weithin sichtbar.

Wir alle wissen: Ein Schmarotzer unter den Menschen ist ein unbeliebter Zeitgenosse. Wie aber verhält es sich mit der Mistel? Sie ist nämlich ein sogenannter Halbschmarotzer: Ihre Wurzeln saugen die flüs-



sige Ernährung aus den Leitungsbahnen der Wirtspflanzen. Im Übermaß kann das diese sogar umbringen!

Die Photosynthese ausführen, d.h. mittels Chlorophyll Co2 einatmen und Sauerstoff ausatmen, können diese Pflanzen dagegen selbst. Vorwiegend wächst die Mistel auf Laubbäumen. Ihre weißlichen Beeren sind giftig. In Deutschland ist die Mistel nicht

geschützt, das „Ernten“ in großer Höhe ist aber oft lebensgefährlich.

Als Allheilmittel war sie schon bei den alten Römern heiß begehrt. Noch heute werden der Mistel in der Homöopathie, der Volksmedizin und in der begleitenden Krebsbehandlung gute Wirkungen zugeschrieben.

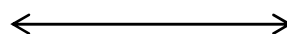
Geheimnisvolle Geschichten ranken sich um die Mistel, wovon ihre zahlreichen Namen künden. So diente sie als Zauberrute, Wünschelrute und als Glücksbringer.

Bei den Kelten galt die Mistel als besonders heilig und heilkräftig, wenn sie auf einer Eiche gewachsen war. In England gibt es noch heute das weihnachtliche Ritual des Küssens

unter einem Mistelzweig, der im Wohnraum aufgehängt wird. Also bitte merken für das Weihnachtsfest: Jeder Mann, der unter dem Mistelzweig einer Frau begegnet, darf sie küssen!

Es heißt sogar, Paare, die sich unter einem Mistelzweig küssen, bleiben ein Leben lang zusammen.

Der keltische Brauch verlangt jedoch, dass der Zweig mit einer goldenen Sichel abgeschnitten und nach dem Kuss innerhalb von 12 Tagen verbrannt wird. Falls es also trotz allem später doch zur Trennung kommen sollte, wurden wohl nicht alle Feinheiten des Rituals berücksichtigt.... *



Kleine Weisheiten.

Lebten Adam und Eva heute, so würden sie die Schlange gerichtlich belangen!

Baue deine Luftschlösser nicht zu hoch, es sei denn, du willst dein Leben lang klettern!

UNerwarteter Besuch im Fässchen

- von Klaus Pfauter -



Ein netter Mensch kam ins Fässchen, die dicke Aktentasche unter den Arm geklemmt.

Alle von der HB-Redaktion erkannten ihn sofort: Herr Klaus Seifert, einst Chefredakteur des „Hellwegers“. Also quasi ein Kollege- Rentner. Er wollte UNs sein brandneues Buch vorstellen, die

„UN-glaublichen Geschichten“

Aus seiner Aktentasche fischte er einige Exemplare seines Werkes Und jeder von uns griff UNgeduldig danach. Ehrlich: Zu allererst fielen die bunten Bilder von Andrea Agner auf. Sie verführen dazu hie UND da schon mal einen Text „an zu lesen“. Aber hat man erst den Köder geschluckt, so kann niemand gleich wieder mit dem Schmökern aufhören. Die Geschichten sind kurz, einige witzig, andere zwingen zum Nachdenken. Das Buch könnte auch UN-bekanntes Unna heißen, vielleicht sogar - pardon - UN-keusches! Oder sollte die pikante Geschichte von dem nächtlichen Strip-tease versehentlich zwischen die UNSchuldig weißen Buchdeckel geraten sein? Seien Sie kein „UNau“ (zweizehiges Faultier) Und lesen Sie selbst. Es ist ein UNglaubliches UNikum UND es wäre UNfair, hier noch mehr zu Unterbreiten. *

Das Buch ist im Buchhandel und in den
Geschäftsstellen des Hellweger Anzeigers erhältlich.